

4. Kapitel des Generalabtes M-G. Lepori OCist für den KMA – 28.08.2014

Weil Adam und Eva sich nach dem Sündenfall versteckt haben, entstand die Distanz zwischen Gott und uns, darin besteht unsere Entfremdung vom Schöpfer. Nicht so sehr in der Sünde, denn Gott sucht uns, auch wenn wir Sünder sind, ja, es ist fast so, als stellte er sich dumm, wenn er Adam sucht, denn er weiss genau, dass der Mensch wie ein verwundetes wildes Tier geworden ist, dem man sich vorsichtig nähern muss. Gott hätte wie ein strenger Erzieher mit dem Stock in der Hand ins irdische Paradies einfallen und schreien können: „Wenn ich dich erwische, bekommst du eine Tracht Prügel, weil du mir nicht gehorcht und mich verraten hast!“ Das Gegenteil geschieht, er nähert sich Adam geradezu mit Zärtlichkeit: „Adam, wo bist du? Du hast doch nicht etwa vom Baum gegessen...? (vgl. Gen 3,9-11). Dann jedoch wird er strenger. Aber eigentlich spricht er nicht so sehr von Strafe als vielmehr von den Folgen der Entscheidung, die der Mann und die Frau getroffen haben, indem sie sich von ihm entfernt haben. Er verwünscht die Schlange, nicht den Mann und die Frau, auch wenn das Gebären der Frau und die Arbeit des Mannes überschattet sind, weil der Mensch sich vor Gott versteckt. Es ist, als würde der ursprüngliche Segen über jedem Geschöpf zurückgehalten, als hätte das Herz des Menschen sich dagegen abgeschirmt, indem es sich vor Gott versteckte. „So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen“ (Gen 3,17). Der Mensch, der sich vor Gott versteckt, wirft einen Schatten auf alle Geschöpfe.

Ich betone das, weil der Weg der Umkehr vom sich Verstecken zum sich Gott Aussetzen ein Weg ist, der uns vom „düsteren Wald“, wie Dante sagen würde, immer näher zum Herrn, von der Furcht zur Liebe, von der Angst vor Strafe zum Vertrauen auf Vergebung führen muss. Es ist der Weg der Bekehrung, den wir wohl oder übel jeden Tag gehen müssen. Und auch die Betrachtungen der Kapitel während dieses Kurses wollen uns helfen, uns immer mehr und immer von neuem hinter dem Busch hervorzuwagen, hinter dem wir uns immer noch verstecken, und auf Gott, der uns sucht, uns liebt, der sich nach uns sehnt, zuzugehen. Immer wenn wir das Offizium beten oder Eucharistie feiern oder im Kontakt sind mit den Menschen und Aufgaben unserer Gemeinschaft, in der wir hier und heute Christus begegnen, in der wir hier und heute Nächstenliebe leben, immer ist diese Bekehrung von neuem von uns gefordert und durch die Gnade Gottes geschenkt: hinter dem Busch hervorzukommen, hinter dem wir uns Gott, der uns sucht, zu entziehen suchen.

Zwei Tage, bevor mich der Herr auf dem Kalvarienberg in Jerusalem auf den Vers des Hohenliedes, den wir noch vertiefen werden, aufmerksam gemacht hatte – „Du hast mir das Herz geraubt, meine Schwester, meine Braut; Du hast mir das Herz geraubt mit einem einzigen Blick aus deinen Augen!“ (Hld 4,9) – zwei Tage vorher hat mich ebenfalls auf dem Kalvarienberg das Leseoffizium mit einem andern Satz aus dem Hohelied wie vorbereitet. Der Bräutigam spricht zur Braut, Christus spricht zur Seele: „Meine Taube im Felsennest, versteckt an der Steilwand, dein Gesicht lass mich sehen, deine Stimme hören! Denn süß ist deine Stimme, lieblich, bezaubernd dein Gesicht“ (Hld 2,14).

Lassen wir diesen Vers in uns nachklingen, setzen wir uns dieser sehnsüchtigen Suche Gottes aus, der unser Gesicht sehen, unsere Stimme hören, uns von Angesicht zu Angesicht begegnen will. Fragen wir uns, wo und wie wir uns verstecken, wir uns unauffindbar machen, wir uns diesem Wunsch, dieser Leidenschaft Gottes für den Menschen, für jeden von uns hermetisch verschliessen. Hören wir, wie er uns ruft. Wir sitzen ganz hinten in der Höhle, „im Felsennest“, wo uns diese Stimme, dieser Ruf, diese Sehnsucht erreicht. In welchem Riss der Felswand verstecken wir uns? Warum entziehen wir unser Gesicht seinem Blick, unsere Stimme seinem Lauschen? Er verlangt von uns noch nicht, dass wir ihn anschauen, dass wir auf ihn hören; das kommt später. Er bittet uns nur, uns nicht vor ihm zu verbergen, vor ihm zu sein, so wie wir sind. Er verlangt von uns auch nicht wer weiss wie weit hochzuklettern und laut zu rufen. Er ist da, gerade vor der Felsritze. Wir müssen bloss hinausgehen, und da ist er. Er würde uns sofort sehen und hören, er würde sich darüber freuen. Das heisst, er würde sich freuen über uns! Christus würde sich über uns freuen! ...

„Meine Taube im Felsennest, versteckt an der Steilwand, dein Gesicht lass mich sehen, deine Stimme hören! Denn süss ist deine Stimme, lieblich (bezaubernd) dein Gesicht“ (Hld 2,14).

Ich glaube, wir sind uns nie richtig bewusst, wie gross die Sehnsucht Gottes nach uns ist, wie sehr er nach der Beziehung zu uns verlangt, wie sehr er nach uns gerade da sucht, wo wir uns aus Angst, Stolz, Ignoranz verbergen, weil wir ihn nicht kennen und weil wir uns nicht kennen, weil wir nicht wahrnehmen, dass wir von ihm und für ihn geschaffen sind. Heute feiern wir den heiligen Augustinus, und unweigerlich denken wir an diesen wunderschönen Satz aus seinen *Bekenntnissen*: „Du hast uns auf dich hin geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir“ (*Conf.* 1,1,1).

Unser Vers aus dem Hohelied drückt in knapper Formulierung Natur und Art des göttlichen Verlangens nach uns aus. Gott nähert sich wohl wissend, wo wir uns versteckt halten, er weiss, dass wir uns „im Felsennest, an der Steilwand“ aufhalten. Vielleicht weiss die Taube selber nicht, wo sie sich befindet. Im Versteck ist es dunkel. Von innen her scheint ein Versteck uns Sicherheit zu bieten, scheint es uns zu beschützen, scheint es die Probleme unseres Lebens und unseres Herzens zu lösen. Wir merken nicht, dass da, wo wir uns verstecken, ein Leben in Fülle nicht möglich ist. Eine Taube, die in der Höhle bleibt, kann nicht fliegen und nicht wissen, dass sie weiss und schön ist. Im Versteck verlieren wir das Gespür für unsere tatsächliche Schönheit, weil niemand uns sieht, weil niemand uns anschaut.

Gott nähert sich der Seele nicht, um ihr das Versteckspiel vorzuwerfen, um sie aufzuspüren wie ein Hund oder ein Polizist, der einen Verbrecher entdeckt: „Ich habe dich erwischt, ich weiss wo du bist, ich werde dich fassen!“ ... Gott nähert sich der Seele, um sie zu *segnen*, um von ihr "Gutes zu sagen" (*bene-dicere*), um ihr zu sagen, wie schön sie ist, wie bezaubernd ihre Schönheit für ihn ist: „Meine Taube (...) süss ist deine Stimme, lieblich dein Gesicht!“ Welche Hochachtung, welche

Aufwertung bedeutet das für die schüchterne und zarte Taube, wenn sie so gesegnet und mit Wertschätzung angesprochen wird.

Denken wir an alle Episoden, in denen Jesus jemanden ruft, der sich versteckt hat. Mit welchem Wohlwollen, mit welchem anerkennendem Blick tut er das!

Nehmen wir Zachäus: Er klettert auf einen Baum, um Jesus zu sehen, aber ich vermute, auch um nicht gesehen zu werden. Es wäre für ihn, den reichen und mächtigen Mann, wohl kaum schwierig gewesen, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, um sich in die vorderste Reihe zu stellen. Die armen Teufel, die Jesus umgaben, wären wohl sofort zur Seite gewichen, mehr aus Furcht denn aus Liebe, oder auch um zu verhindern, dass sich Zachäus bei der nächsten Steuererhebung an ihnen rächt. Er klettert also auf den Baum, weil er meint, von dort aus sehen zu können ohne gesehen zu werden. Wie die Taube im Hohelied, die von ihrer Felsritze aus sehen, aber nicht gesehen werden kann. „Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und sagte zu ihm: Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein“ (Lk 19,5). Mit jemandem nach Hause gehen und sich mit ihm an den Tisch setzen ist gleichbedeutend wie zu sagen: „Zeig mir dein Gesicht, lass mich deine Stimme hören“, das heisst: „Ich möchte mit dir in Beziehung treten!“.

Der Blick Jesu ist vom ersten Moment an, wo er Zachäus zwischen den Blättern des Baumes entdeckt, ein Segen, eine Hochachtung, eine Wertschätzung, die Zachäus sagt, dass seine Stimme süß und sein Gesicht lieblich ist, dass er ein schöner Mensch ist, so sehr, dass man gern bei ihm sein möchte, dass Gott danach verlangt bei ihm zu sein. Das drückt Jesus am Ende mit folgenden Worten aus: „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden, weil auch dieser Mann ein Sohn Abrahams ist“ (Lk 19,9). Für einen Kollaborateur mit den Heiden, für einen Zöllner wie Zachäus, gibt es kein respektvolleres Urteil als die Anerkennung als „Sohn Abrahams“, Glied des auserwählten Volkes. Der Segen aber liegt noch mehr im Blick Jesu als in seinen Worten, in seiner geschenkten Beziehung mit uns, in seiner Liebe, in seiner Freundschaft. Noch wichtiger als alle Beschreibungen unserer Schönheit und unseres Wertes („deine Stimme ist süß und dein Gesicht lieblich“, „Sohn Abrahams“) ist die Beziehung an sich, die Christus mit uns aufbaut, sein Verlangen, sein Blick, die unserer Schönheit, unserer Würde Konsistenz verleihen. Die ganze Schönheit der Braut des Hohenliedes liegt im Blick des Bräutigams. „*Nigra sum, sed formosa* – Schwarz bin ich und doch schön“ (Hld 1,5). Sie entspricht nicht den üblichen Normen der Schönheit, aber die Braut weiss, dass sie schön ist, weil der Bräutigam sie mit segnendem Blick anschaut. Im Hohelied wiederholt der Bräutigam: „Schön bist du, meine Freundin, ja, du bist schön!“ (Hld 1,15; vgl. 4,1; 6,4; 7,7)

Der Blick Jesu gibt dem Menschen seine echte Schönheit, die wirkliche Schönheit, die nie ein Schönsein an sich ist, wie es uns der herrschende narzisstische Hedonismus glauben machen möchte. Denn dieses narzisstische Schönsein ist eine Frucht der Schuld, ein Schönsein, das sich mit lüsterner Begierde nährt. Die wahre Schönheit ist das Angenommensein, ist Frucht des göttlichen Verlangens nach Beziehung, Gemeinschaft, Freundschaft.